Zeitschrift: Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins
Herausgeber: Deutschschweizerischer Sprachverein
Band: 15 (1931)
Heft: 3-4

Artikel: Die Kleinschreibung der Dingwörter
Autor: Schmid, Aug.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-419686

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

come ipoteca, come cartella ipotecaria e come rendita fondiaria".

Die Wörter rein äußerlich betrachtet, hat der Herr Ständerat recht; denn „Grundpfandverschreibung" steht in der Tat da, wo französisch „hypothèque" und italienisch „ipoteca" stehen; darum können wir an seinem guten Glauben auch nicht zweifeln. In Wirklichkeit verhält sich die Sache aber anders: im Deutschen dient „Hypothek" im Sinne von „Grundpfand", „gage immobilier" als Sammelname für alle drei Arten, von denen im Französischen und Italienischen nur die erste mit der entsprechenden Form des Hauptworts, die zweite mit einer Ableitung davon und die dritte mit einem ganz andern Wort bezeichnet werden. Dazu kommt, daß die „Hypotheken", mit denen unsere Bauern zu tun haben, meistens gerade nicht Grundpfandverschreibungen sind, sondern Schuldbriefe oder Gülten. Die sprachliche Uebereinstimmung der drei Wörter Hypothek, hypothèque und ipoteca ist also nur verwirrend; denn sie täuscht über den sachlichen Unterschied hinweg. Wie irreführend solche scheinbar „internationale" Wörter oft sind, hat Spitteler für das Gebiet des Schrifttums nachgewiesen (nicht jede „Tragödie" sei eine „tragédie"!*); auf dem Gebiete der Rechtspflege ist saubere Scheidung erst recht notwendig.

Es ist darum auch begreiflich, daß es keine „Grundpfandverschreibungsbanken" gibt; denn gerade die Banken haben es am meisten mit Schuldbriefen zu tun und nicht mit Grundpfandverschreibungen. Wenn unsere Hypothekenbanken ihren Namen verdeutschen wollten, müßten sie sich „Grundpfandbanken" nennen, was schon wesentlich kürzer wäre als das von Herrn B. verspottete Wort und durchaus nicht umständlicher als „Hypothekenbank". Es hätte den Vorteil, daß es leichter zu schreiben wäre (kein „y" und kein „th"!) und daß es jedem einleuchten würde. Wenn der Bauernsohn seinen Vater fragt, was denn eine Hypothek sei, kann es dieser ihm schon erklären; wenn der Sohn aber fragt, warum man das eine Hypothek nenne, kann der Alte ihm nur sagen: „Hä, me seit jetz halt emal so!" Beim deutschen Wort könnte der Junge sich selber sagen, es bezeichne eine Schuld, für die man seinen Grund und Boden zum Pfand gesetzt habe. Und daß unser Volk seine Rechtssprache verstehe, wäre denn doch noch wichtiger, als daß ein paar Juristen und Bankleute es in der Vergleichung der Gesetzessprache etwas leichter haben, namentlich wenn diese Erleichterung nur scheinbar ist und zu Verwirrungen führen kann; einer solchen ist auch Herr Bertoni zum Opfer gefallen.

Daß unsere Hypothekenbanken sich kaum bemüßigt fühlen werden, ihre Namen zu ändern, ist ja begreiflich. Wenn der Herr Ständerat aber spottet über ein Wortungeheuer wie „Zürcher Kantonalgrundverschreibungsbank", so ist dazu zu sagen, daß es auch keine „Zürcher Kantonalhypothekenbank" gibt noch geben kann. Derlei Wortwitze in fremden Sprachen sind immer gefährlich für den Urheber, wie auch von Lugano aus nicht so leicht zu beurteilen ist, was in der deutschen Schweiz „jeder Bauer kennt" und noch ... kennen lernen kann.

Wir geben Herrn Ständerat Bertoni seinen Rat „Pas trop de zèle!" zurück, beziehen ihn aber auf die Fremdwörter, und wenn es, wie er andeutet, auch im Tessin einen „purismo" gibt, so wird er besser tun, seine Abneigung dagegen dort zu betätigen. Was sagt der Herr Ständerat zum Tessiner Sprachengesetz? Wir erwarten, daß er im Kantonsrat seine Warnung erschallen lasse: „Pas trop de zèle!"

*) „Die babylonische Verwirrung beruhte nicht darauf, daß Hunderte von Völkern mit hundert verschiedenen Sprachen durcheinander schwatzten, ... sondern darauf, daß sie die nämliche Sprache mit den nämlichen Worten sprachen, aber jeder unter den nämlichen Worten etwas anderes verstand." (Spitteler, Lachende Wahrheiten.)

Die Kleinschreibung der Dingwörter.

Ueber diesen gegenwärtig auch anderswo lebhaft besprochenen Gegenstand sind uns folgende zwei Aeußerungen zugegangen, die die Neuerung ablehnen. Unser Blatt steht aber nach wie vor auch ihren Freunden offen.

Mir scheint, beide stellen die Frage nicht richtig: die Lehrer, die ihren Schülern die Regeln über die Großschreibung schenken möchten, wie die kunstgewerbelnden und kommunistelnden Jünglinge, die über alle Vernunft vereinfachen und dazu den Völkern ihre Eigenart rauben möchten. Nur die eindeutige Einstellung auf die Lesbarkeit ist hier von Wert, und von der darf die unendliche deutsche Lesegemeinde keinen Schimmer einbüßen, bloß um den Buben eine Schwierigkeit zu ersparen, die überdies nur zu sehr läßlichen Fehlern führt. Niemals werden uns Zweifel an der Bildung eines Menschen auffsteigen, wenn er in einem dieser strittigen Fälle gegen Dudens geheiligte Lehre verstößt. Nur der Deutschlehrer und der Druckereikorrektor brauchen hier alle Schliche und Kniffe zu kennen, die übrigens gar nicht häufig auftreten. Wenn man aber das Streben nach einfacherer Rechtschreibung nur als eine Angelegenheit der Schule ansehen will, so wird es wieder manchem als ein lerer wan erscheinen.

Die Gegner der Großschreibung sind übrigens fast alle, und fast aus den nämlichen Gründen, auch Gegner der deutschen Schrift, namentlich der Druckschrift, und aus dem gleichen Drange heraus, am innern Wesen der Dinge vorbeizugehen. Auf diese vielseitige Angelegenheit möchte ich hier nicht eingehen, da ich mich kurz fassen will, sondern nur, sofern es mir gelingt, anschaulich machen, wie sehr die deutsche Schrift der deutschen Sprache entspricht.

Die deutsche Sprache unterscheidet sich von andern durch die ungeschwächte Lebenskraft ihrer stets kräftig betonten Wortstämme, deren Lautfülle von unnachahmlicher Wucht ist; die Schönheit und Unübersetzbarkeit deutscher Dichtung beruht nicht zum wenigsten auf dieser Eigentümlichkeit. Dafür sind Wörter wie Kraft, schlicht, Schrift, Pracht, Flucht sehr bezeichnend. Wir wollen sie in deutscher und lateinischer Schrift hierher setzen und ein paar längere Wörter hinzufügen:

Kraft schlicht Schrift Pracht Flucht Volkswirtschaft
Kraft schlicht Schrift Pracht Flucht Volkswirtschaft

Wohlfahrtspflege
Wohlfahrtspflege

Da muß uns sofort auffallen, wie sich diese Wörter in deutscher Schrift räumlich zusammenschieben, zu einem übersichtlichen Bildformat statt zu einem gestreckten Band, was gerade bei langen und zusammengesetzten Wörtern wohltätig wirkt, die ja leider in unserer Sprache und besonders bei schlechten Schreibern recht häufig sind. Sehen wir aber genauer zu; wir finden noch Wichtigeres. Der Wortstamm erhält in deutscher Schrift ein wirkliches Gesicht, an dem wir ihn gleich wieder erkennen, einmal

durch diese räumliche Zusammenpressung, dann durch die häufigen Ober- und Unterlängen (in dem Worte schlicht zählen wir drei Unterlängen, bei lateinischer Schrift gar keine) und ferner durch die Ligaturen, wie sie der Setzer nennt, die in einem Stück und eng gedrängt gegossenen Zeichen für sch, ch usw. Das lateinische Schriftbild erscheint nie so geschlossen und ausgeprägt, sondern bloß als eine Aufzählung einzelner, an sich ja recht schöner Buchstaben. So wird die deutsche Schrift der deutschen Sprache aber aufs genaueste gerecht, indem sie die lautkräftigen lebendigen Wortstämme herausholt und das Auge liebevoll über das Beiwerk der Vor- und Nachsilben von einem zum andern leitet. In der lateinischen Schrift macht sich aber dieses Beiwerk fast so wichtig wie die Stämme.

Das scheint einstweilen mit der Kleinschreibung recht wenig zu tun zu haben. Der starke Wortstamm zeitigt aber eine Folgeerscheinung, die für die leichte Lesbarkeit zu einer bösen Klippe werden könnte. Das ist die abgeschwächte Endung. Die meisten deutschen Wörter, wenn sie nicht mit dem Stamm schließen, endigen auf -e oder -en, gleichviel, ob sie Dingwörter, Zeitwörter oder andere sind. Die Wörter der romanischen Sprachen offenbaren ihre Art sofort durch ihre Endung und überdies durch ihre Stellung im Satze; die deutschen Wörter nicht. Für die gesprochene Sprache mit ihrem lebendigen Tonfall, was mehr bedeutet als Betonung allein, führt das zu keinerlei Mißverständnis; für die geschriebene ist es aber sehr weise eingerichtet, daß wir wenigstens für das Dingwort ein Kennzeichen haben, und das ist die Großschreibung.

Ein Beispiel: Ich begann: Mir scheint, beide stellen ... Wäre die Kleinschreibung schon Gesetz, so setzte hier der Zweifel ein, ob es nicht heiße: beide Stellen, und ich müßte den Satz erst zu Ende lesen, bis ich klar verstanden hätte; solches Vorwärts- und Zurückjagen im Text ist aber die schlimmste Beeinträchtigung der Lesbarkeit.

Wer je mit der gotischen Minuskelschrift, sei es in Handschriften, Bau- oder Grabinschriften zu tun gehabt hat, der weiß, wieviel Mühe ihre Entzifferung kostet. Aus dieser schlecht lesbaren Schrift hat man im 16. Jahrhundert die lesbarste gemacht durch vielfältige Ausbildung der Ober- und Unterlängen und durch Einführung der Großbuchstaben. Beides gehört als unteilbares Ganzes zusammen. Diese neue Schrift wurde in Nürnberg im Kreise Albrecht Dürers geschaffen, ohne Zweifel unter seiner führenden Beteiligung. Wir nennen sie Fraktur. Nimmt man ihr die reiche Verwendung der Großbuchstaben weg, so ist sie nicht mehr die Fraktur, sondern wird wieder zur Minuskel. Bis zum 18. Jahrhundert, zu einer Zeit, wo sich sonst der Deutsche als Affe fremder Völker nicht genug tun konnte, war das Gefühl für die Zusammengehörigkeit von Fraktur und deutscher Sprache so stark, daß man die Fremdwörter immer in Antiqua einflickte. Es wäre nicht so dumm, wenn man ihnen heute wieder ein solches Kainszeichen auf die Stirne brennte.

Albert Baur.

* * *

Ueber die Abschaffung der Großbuchstaben bei den Dingwörtern ist schon viel gesprochen worden. Die Gegner der Neuerung erklären, sie lesen einen Druck mit Kleinschreibung viel weniger leicht als einen andern; die Freunde aber behaupten, das sei nur Sache der Gewohnheit: Man könne gewiß nicht sagen, die Franzosen oder die Italiener lesen ihre Sprache weniger geläufig als wir die unsrige. Von dieser Seite her ist der Sache nicht beizukommen. Gewiß, der Franzose liest seine Sprache mit Kleinschrift ebenso leicht wie wir unsere mit Großschrift. Eine andere Frage wäre aber schon die, ob ein Franzose, der Deutsch kann, eine deutsche Seite mit Kleinschrift ebenso gut lese wie eine solche in bisheriger Schreibweise. Es darf nicht ohne weiteres aus einer Beobachtung, die in einer Sprache gemacht wird, ein Schluß für eine andere gezogen werden. Jede Sprache hat ihre besondern Eigentümlichkeiten. Eine solche Eigentümlichkeit des Deutschen besteht z. B. gerade darin, daß es das Hauptwort viel häufiger verwendet als das Französische, daß es öfter als dieses ein Tätigkeits-, Eigenschaftswort usw. hauptwörtlich verwendet. Schon die Ueberschrift des vorliegenden Aufsatzes gibt ein Beispiel dafür. Im Französischen gibt es kein Dingwort „Kleinschreibung". Man möge ferner die beiden Sätze einander gegenüberstellen:

Dieses Kind spricht schon recht.
Der König sprach Recht.

Von den Gegnern der Kleinschreibung ist schon oft auf die besondern Bedürfnisse der deutschen Sprache hingewiesen worden, und jeder, der die Sache sorgfältig prüft, muß finden, daß die Unbequemlichkeit beim Lesen deutscher Kleinschrift nicht einzig in der geringeren Uebung begründet ist, sondern noch eine weitere Ursache hat.

Es ist hier aber nicht meine Absicht, durch eine große Zahl von Beispielen den Nutzen der Großschreibung für das Deutsche zu beweisen. Ich möchte nur eine Art der Begründung zurückweisen, die man bei Freunden von Neuerungen immer häufiger zu hören bekommt: „Andere Sprachen kommen auch aus ohne diese oder jene Eigentümlichkeit, die wir im Deutschen haben und die sowohl den Kindern in der Schule als den deutschlernenden Ausländern Schwierigkeiten bereitet." Diese Begründung wird besonders häufig von Lehrern vorgebracht; ja man könnte bereits von einer „Verlehrerung" der Sprachentwicklung reden.

Man möge bedenken: Jede Sprache hat ihre besondern Vorzüge und ihre besondern Mängel. Sollen wir vielleicht alle Vorzüge des Deutschen preisgeben, weil sie sich in dieser oder jener Sprache nicht finden? Da würde schließlich eine Ausdrucksweise übrig bleiben, im Vergleich zu der das Hottentottische als klassisch zu bezeichnen wäre.

Besteht das eigentliche Kennzeichen einer guten Sprache darin, für die Schüler leicht erlernbar und dennoch für den Lehrer bequem zu sein? Auf andern Gebieten, z. B. im Sportwesen, schafft man sich eigens Schwierigkeiten, um sich an ihrer Ueberwindung zu freuen; nur auf dem Gebiet unserer Muttersprache sind viele Leute so „wehleidig".

Eine gute Sprache ist ein wunderbares Werkzeug, und keinem Schüler, ja auch keinem Lehrer als solchem ist zuzumuten, daß er sie völlig beherrsche.

Was würde man zu folgendem sagen: Eine Lehrerin, welche schon viele Jahre lang Klavierunterricht für Anfänger erteilt hat, macht immer wieder die Beobachtung, daß die Schüler, die eine Zeitlang nur C-Dur gespielt haben und nun zu G-Dur übergehen, stets vergessen, Fis zu greifen. In ihrem Aerger erklärt sie: weg mit den schwarzen Tasten, überhaupt mit den Zwischentönen, die den Schülern nur Mühe machen; man kann auch ohne sie auskommen; so läßt sich z. B. das herrliche Lied „Blümlein rot und weiß und blau" ohne eine einzige schwarze Taste spielen. (Uebrigens hat der witzige Helmesberger

einmal im Scherz behauptet, Koschat habe die schwarzen Tasten seines Klaviers verkauft, da er nur in C-Dur komponiere.)

So wenig man den Anfängern zuliebe die Zwischentöne auf dem Klavier abschaffen wird, so wenig wird man das Griffbrett der Geige mit Querrippen wie bei der Laute versehen, um dem Schüler das Spiel zu erleichtern. Man findet es nicht in Ordnung, ein vorzügliches Instrument, worauf ein Künstler Großes zu leisten vermag, soweit zu verderben und zu verpfuschen, daß es von jedem Stümper „bemeistert" werden kann. So ist auch unsere Sprache nicht dazu da, für die Schule bequem zu sein, sondern die Schule hat die Aufgabe, die Kinder dahin zu bringen, daß sie das Deutsche einigermaßen handhaben können. Schwierigkeiten gibt es nicht nur für die Schüler, sondern sogar noch für die größten Dichter und Schriftsteller, ja für diese erst recht. Wenn unsere Sprache einmal so weit „verbessert" ist, daß sie dem Schüler und dem Lehrer keine Mühe mehr macht, dann ist sie auch nichts mehr wert.

Mancher Lehrer beklagt sich, so viel Zeit mit sprachlichen Kleinigkeiten verlieren zu müssen, Zeit, die man so gern für Wertvolleres verwenden möchte. — Hat der Schulunterricht wirklich so viel Besseres zu betreiben, als die Kinder in das Wunderwerk der Muttersprache einzuführen und ihren Geist daran zu bilden?

Es gibt bei der Sache überhaupt zwei ganz verschiedene Stellungen: den einen Leuten sind die Feinheiten der Sprache eine Last, weil es hier „so viel zu lernen gibt", den andern aber sind sie ein köstliches Geschenk, das zu hüten und zu pflegen ist.

Ich bin nicht der Ansicht, daß die Großschreibung der Dingwörter zu den wichtigsten Eigentümlichkeiten des Deutschen gehöre. Es war mir nur darum zu tun, an Hand dieser Frage, die nun einmal gerade eifrig besprochen wird, eine grundsätzliche Stellung einzunehmen: die Sprache soll nicht das Spielzeug der Schule sein, sondern die Schule die Dienerin unserer Sprache.

Aug. Schmid.

Briefkasten.

W. B., B. Sie haben in den Basler Nachrichten vom 30. 7. 1929 (1. Beilage zu Nr. 205) gelesen: „Während in Basel die stattliche Schweizer Abordnung an das Jamboree von Arrow Park die letzten Vorbereitungen für ihre weite Reise trifft" ... usw., und das unter der Ueberschrift „Internationales Pfadfinderheim Kandersteg". Sie schließen daraus, daß ein Jamboree eine Versammlung, eine Tagung der Pfadfinder sei, fühlen sich aber unsicher; denn wenn es nur das wäre und nicht etwas Feineres, für das unsere kümmerliche Sprache nicht genügt, so hätte man es ja so nennen können. — Sie haben trotzdem richtig geschlossen. Das Wort Jamboree soll aus einer Indianersprache stammen und so viel wie: Versammlung heißen. Da es sich aber um eine Versammlung von Pfadfindern aus aller Welt handelt, um ein überstaatliches Unternehmen, stellte sich scheints auch das Bedürfnis nach einem für alle gemeinsamen überstaatlichen Namen für das große Ereignis ein, und daß man dieses nicht dem Latein oder der französischen „Weltsprache" entnahm, sondern einer sonst unbekannten Indianermundart, das erhöhte eigentlich die Neutralität des Ausdruckes und kam dem jugendlichen Abenteuersinn entgegen, dem ja auch das Wort Pfadfinder seine heutige Verwendung verdankt. Es scheint uns eine einigermaßen berechtigte, im Grunde harmlose Fremdländerei zu sein, einem Pfadfinder-„Kongreß" jedenfalls noch vorzuziehen. Das Wort „Landsgemeinde", mit dem man in der deutschen Schweiz derartige Zusammenkünfte etwa bezeichnet, wäre hier nicht am Platz gewesen, und wenn man Wandervögeln und Pfadfindern den eigenartigen Reiz dieses Wortes auch gönnt, so hat diese Ausdehnung des Begriffes von der „richtigen" kantonalen Landsgemeinde doch auch schon ihre Nachteile gezeitigt; es gibt nämlich — blödsinnigerweise! — auch schon „Radiolandsgemeinden"; ein dümmerer Mißbrauch des schönen Wortes läßt sich kaum denken. — Freilich weiß man beim Wort Jamboree nicht recht, soll man es deutsch aussprechen (Ton auf der letzten Silbe?), also so wie es geschrieben wird, oder englisch was deutsch etwa geschrieben würde: Dschämborih.

W. N., Sch. Natürlich dürfen Sie auf jenen Karten ruhig drucken lassen „Widen", wenn schon die amtliche Schreibweise „Wyden" ist. So gut wie der Herr Pfarrer von amtlich „Wynau" kapfer „Winau" schreibt und der von „Wynigen" ganz wohl „Winigen" schreiben dürfte. Dieses y in deutschen Namen ist in der Tat ein bürokratischer Zopf. Bei den Namen auf -wil, die man auch einmal -wyl schrieb, ist er längst abgetan worden; es wäre aber Zeit für einen zweiten Schnitt. Das Leben muß vorangehen, dann kommt früher oder später der Amtsschimmel auch nach. Die Beamten sind natürlich verpflichtet, sich an die vorläufig noch amtliche Form zu halten; aber ein Pfarramt befindet sich schon stark am Rande der Bürokratie und darf schon mehr das Herz und den gesunden Menschenverstand sprechen und schreiben lassen, und wenn einmal alle vernünftigen „Zivilisten" Widen und Winau und Winigen schreiben, wird bei einer günstigen Gelegenheit die amtliche Schreibweise sämtlicher Ortsnamen wieder einmal geprüft und Veraltetes ausgemerzt. So ist es natürlich auch bei den Namen auf -tal (Langenthal, Thalwil). Die Drucker berufen sich gern auf die amtliche Schreibweise, wie auf den Duden. Sie vermeiden so allerlei Unannehmlichkeiten und weniger vernünftige Neuerungen und Willkürlichkeiten, aber wenn man etwas auf sie drückt, wagt es doch hie und da ein besonders tapferer, besonders wenn er den Unsinn der üblichen Form einsieht, und zu fürchten hat er von Staats wegen nichts dabei. Bei Personennamen ist die Sache natürlich etwas anders; einen Meyer kann ich nicht plötzlich Meier nennen und einen Wyß nicht Wiß; das könnte Verwechselungen und Mißverständnisse geben. An solchen altertümlichen Schreibweisen hangen oft auch Familienüberlieferungen, aber solche sind bei Widen nicht zu fürchten. Wir haben uns im Sprachverein auch schon gefragt, ob wir in dieser Richtung einen Vorstoß unternehmen wollen; es gäbe dabei noch allerhand zu tun. Wir wollen die Sache wieder einmal besprechen.

Allerlei.

Aus den Anfängen des schweizerischen Zeitungswesens. Geradezu rührend wirken im Rauschen unseres heutigen Blätterwaldes die Worte, mit denen vor gut zweihundert Jahren die erste Nummer einer Zeitung eingeführt ward. In dem Herausgeber erkennen wir (aus den von uns gesperrten Worten) zugleich einen Gesinnungsgenossen und Vorläufer des Sprachvereins.

Donnstags-Nachrichten
von Zürich.

Betreffende allerhand in dem gemeinen Handel vorkommende Dinge, als von kauffen und verkauffen, von verleihen und entlehnen, oder zu Lehen empfangen, vom gefundnen und verlohrnen, von Kostgeben und Kostnehmen und anderen dergleichen Sachen, wochentlich zubekommen bei

Haubtmann Hans Jacob Lindinner.
Num. I. Den 23. Hornung, 1730.

Daß der Nutz der edlen Buchdruckerey-Kunst sehr groß seye, ist leicht zu begreiffen, doch ist er noch größer, als man begreiffen kan, weil er sich erstreckt auf alle diejenigen Sachen, welche einem klugen Menschen zu Bförderung seines Wolstands und Erlangung seines Vortheils dienlich oder nötig seyn können. Hiezu gehören auch die so geheißenen Avis-Blättlein, die wir lieber mit einem teutschen Worte, Nachrichten nennen wollen; welche in großen Städten schon seit langem üblich gewesen, nunmehr aber auch in der Eydgnoßschafft, als namlich zu Bern und Basel, mit Hoch-Oberkeitlicher Begünstigung aufkommen sind, und ich dadurch veranlaset worden, nach dem Rath gewisser Freunden, welche gleichen Einfahl schon lang gehabt, eben dieses auch allhier vorzunehmen, und hiemit künfftig alle Wochen auf den Donnstag solche Nachrichten durch den Druck auszugeben, in welchen ein jeder Anlas hat, wie bekannt zu machen, also zu vernehmen: .....